

Grundsatz ergibt sie sich aus dem freien Arbeitsvertrag von selbst, gehört also bereits dem geltenden Recht an und braucht nicht erst erkämpft, sondern nur verwirklicht, praktisch durchgeführt zu werden. Diese praktischen Anwendungen des an sich so klaren Grundsatzes sind nun aber so unübersehbar zahlreich und vielgestaltig, daß nicht daran zu denken ist, sie zu katalogisieren. Was das Gesetz hier noch tun könnte, wäre höchstens, gewisse Schutzvorkehrungen gegen die Verletzung dieses Grundsatzes zu treffen, den Arbeiter mit geeigneten Abwehrmitteln gegen solche Verletzungen seines Rechtes auszustatten. Man möchte aber glauben, daß die bereits bestehenden Vorkehrungen ausreichend seien und es nur darauf ankäme, sich ihrer nachdrücklich und entschlossen zu bedienen.

Worauf es ankommt, ist die Selbsterziehung der Arbeitnehmer, diese ihnen zustehende Mitbestimmung unbeirrt in Anspruch zu nehmen und verantwortungsbewußt auszuüben (der Verzicht darauf kann viel bequemer sein, viel eigenes Denken und eigene Entschlußkraft ersparen!), wie auch die Erziehung der Arbeitgeber, diese Mitbestimmung nicht bloß zu gewähren, sondern alles darauf abzulegen, deren Kreis so weit wie möglich zu ziehen und ständig zu erweitern. Das Gesetz kann hier fast nichts tun. Vereinbarungen der Sozialpartner können der Sache gewiß förderlich sein, werden sich aber auch darauf beschränken müssen, die Richtung der gemeinsamen Bemühungen zu bezeichnen, ohne viel in Einzelheiten einzugehen.⁷

Leopold von Ranke

Das christliche Bild seiner Briefe

Von OSKAR SIMMEL S. J.

„Wir fühlen uns allzugut gesichert“ schreibt Ranke im Vorwort zu den „Römischen Päpsten“. Denn der Einfluß, den die Päpste einmal auf die Länder des Abendlandes ausübten, sei heute, er schrieb das Wort 1834, in den protestantischen Ländern, vorab in Preußen, nicht mehr wahrzunehmen. Vielleicht darf man den Satz aus seinem Zusammenhang herausnehmen und über das gesamte Leben des großen Gelehrten schreiben, wie es in seinen Briefen vor uns liegt.¹ Von 1795—1886 spannt sich der Bogen seines bis in die letzten Tage hinein erfüllten Daseins. Von den großen und erregenden Erschütterungen dieser Zeit ist jedoch nur ein ferner und leiser Wellenschlag

⁷ Immerhin könnte beispielsweise festgelegt werden, daß der Refamann sich nicht als Schulmeister aufzuwerfen, sondern als sachverständiger Berater beizuzuordnen und für die Erfahrungen des Mannes am Arbeitsplatz das gleiche Interesse zu zeigen hat, das er von diesem für seine Belehrungen erwartet.

Die „kollektive“ Mitbestimmung, um die es im Wesentlichen bei dem gegenwärtigen Streit geht, soll in einem eigenen Aufsatz behandelt werden.

¹ Leopold von Ranke, Das Briefwerk. Eingeleitet und herausgegeben von Walther Peter Fuchs (624 S.) Hamburg 1949, Hoffmann und Campe. Geb. DM 24.50.

Leopold von Ranke, Neue Briefe. Gesammelt und bearbeitet von Bernhard Hoeft. Nach seinem Tod herausgegeben von Hans Herzfeld. (778 S.) Ebd. Geb. DM 28.50.

in den Briefen zu spüren. Er hat sie als Historiker wohl vernommen und entscheidende Bestimmungen von ihnen empfangen. Innerlich, in der Tiefe seines schöpferischen Geistes konnten sie ihn nicht verwirren. Zu sicher war sein Leben in dem Grund geborgen, der in seinen Briefen noch klarer vor uns liegt als in seinen Werken.

Bereits im ersten an seinen Bruder Heinrich geschriebenen Brief des Leipziger Studenten zeichnet sich der Weg des Mannes in der glühenden Sprache Klopstocks, der wie er Zögling von Schulpforta war, deutlich ab: „Mein lieber Berggeist weist mir in seinem Schacht viele Gänge; ich habe mir vorgenommen, der Goldader nachzugehen. Rechts und links mag das Andre liegen bleiben. Gold ist ja, sagt man, Blut, und Blut, das ist Leben, weißt Du. Suchen wir denn nicht alle das tiefste innerste Leben, hassen wir nicht alle den finstern Tod?“ Es war die Geschichte, in der er dieses Leben fand. Hinabsteigend in ihre Schächte entdeckte er die Goldader, die sich nur dem eifrigen und lauternden Mühen erschließt. „In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeuget von ihm, jeder Augenblick prediget seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Äußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht damit er nicht verloren geht künftigen schenderen Jahrhunderten. Wohlan! Wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserm Teil diese heilige Hieroglyphe enthüllen! Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer“ (an Heinrich Ranke Ende März 1820). Noch der Achtundsiebzigjährige steht in einem Brief an seinen Sohn Otto zu dieser Auffassung seiner Wissenschaft als eines priesterlichen Amtes: „Die historische Wissenschaft und Darstellung ist ein Amt, das sich nur mit dem priesterlichen vergleichen läßt, so weltlich auch die Gegenstände sein mögen, mit denen sie sich beschäftigt. . . . Der Historiker ist dazu da, den Sinn jeder Epoche an und für sich selbst zu verstehen und verstehen zu lehren. . . . Über allem schwebt die göttliche Ordnung der Dinge, welche zwar nicht geradezu nachzuweisen, aber doch zu ahnen ist. In dieser göttlichen Ordnung, welche identisch ist mit der Aufeinanderfolge der Zeiten, haben die bedeutenden Individuen ihre Stelle: so muß sie der Historiker auffassen. Die historische Methode, die nur das Echte und Wahre sucht, tritt dadurch in unmittelbaren Bezug zu den höchsten Fragen des menschlichen Geschlechtes.“

Der nie versiegende Quell, aus dem ihm solches Verständnis des geschichtlichen Lebens zuströmte, war das Elternhaus und die ihn bis ins hohe Alter hinein begleitende Erinnerung daran. Die Briefe an die Eltern und Brüder, vor allem an den drei Jahre jüngeren Heinrich, sind Zeugnisse einer ergreifenden und schlichten menschlichen Tiefe. „Nie verdankten Kinder Eltern mehr als wir Euch. Ihr gabt uns das gute Beispiel der Ordnung, der Eingezogenheit und des Fleißes“, schreibt er als ordentlicher Professor der Geschichte an der Berliner Universität 1836 anlässlich des Todes des Vaters an die Mutter. All die Jahre, die er von daheim weg war, gehörte es für ihn zu einem rich-

tigen Feiertag, heim nach Wiehe zu fahren, und nur dringende Arbeit konnte ihn davon abhalten. Brief um Brief ging dann an die Brüder, um es sie wissen zu lassen und sie zu bitten, auch zu kommen. In ihrem und der Eltern Kreis fühlte er sich so recht festlich gestimmt. Der Vater war Jurist, Abkömmling einer kleinen und einfachen Landpastorenfamilie, von denen Rankes Großvater ein halbes Jahrhundert lang in Ritteburg (Sachsen-Anhalt) Pastor einer kleinen Dorfgemeinde gewesen war. Der Geist des deutschen evangelischen Pfarrhauses war in seinem „einfältigen und ungefärbten Gemüt“ noch lebendig. Zusammen mit der liebevollen Sorge der Mutter hat er dem Sohne den Glauben mitgegeben, den dieser sein ganzes Leben hindurch ohne große Anfechtung als kostbares Gut bewahrt hat. Das Elternhaus mit seiner Liebe und bergenden Kraft ließ Ranke zu jenem Geheimnis des Glaubens ein besonderes Verhältnis bekommen, das zeit seines Lebens die Mitte seiner Frömmigkeit und seiner Geschichtsbetrachtung ausmacht: die Vor-sehung Gottes.

Der Glaube an sie „ist die Summe alles Glaubens; ich halte ihn unerschütterlich fest“, schreibt der Greis an seinen Sohn Otto. Auch wenn wir nicht wüßten, daß er beim Tod der Mutter, die wenige Monate nach dem Vater starb, seinen Trost darin fand, daß sein jüngerer Bruder Ernst ihm auf der Reise zu ihrem Grab Psalmen und Lieder von Paul Gerhard vorlas, so könnten wir uns doch den innigen Glauben an die fürsorgende Hand Gottes gar nicht anders als aus diesen Quellen gespeist erklären. Sind doch die geistlichen Lieder des deutschen Protestantismus ein Schatz echter Frömmigkeit, die besonders gern die Führungen und Fügungen Gottes liebevoll anbetet. Überall sah Ranke das Wirken Gottes, im „eigentlichen Leben der Welt“, im „Inneren der Nationen“. Aber genau so ist es ihm Weg und Führung Gottes, und er schämt sich nicht zu gestehen, daß er beim Gedanken daran geweint habe, wie seine erbarmungsreichen Hände über die kleine Familie und ihn im besonderen ausgestreckt seien, da er zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Aus dieser Glaubenshaltung heraus schreibt er an den Bruder Heinrich, daß er in Gott alles Lob suchen wolle und daß all seine Sachen zur Erkenntnis des lebendigen Gottes, des Gottes der Nationen gereichen sollen.

Rankes geistige Kraft war zu groß und sein Verständnis der Geschichte zu durchdringend, als daß er einer pantheistischen Weltauffassung, wie sie gerade dem Deutschen immer als Gefahr droht, hätte verfallen können. Wie sehr er auch die Welt und die Geschichte Gott nähert, eins geworden sind sie ihm nie. Immer bleibt sein Glaube an Gott ein Glaube an die persönliche Vor-sehung: „Wir haben's erfahren, es ist ein Geschick in den Dingen, oder vielmehr, eine persönliche Vor-sehung waltet über uns.“ Nirgends hat er inniger und tiefer, nirgends aber auch klarer seinen Glauben an den persönlichen Gott bekannt als in dem Brief, den er bei der Geburt seiner Enkelin an Heinrich schreibt: „Mich hat es mehr als je frappiert, wie Fleisch und Geist zusammenhängt, wie aus allen den zufälligen Umständen, die zu einer Ehe zusammen-

wirken, eine Art von neuer Schöpfung hervorgeht und mitten im Geschwätz und der Sorge des Tages plötzlich ein Wesen uns entgegentritt, höchst hilflos und an sich nicht besser daran als jenes in der Krippe, aber mit den Zügen, die wir lieben, welche das Wehen des Geistes und die Grundlage moralischer Gesinnung verraten, die dem Göttlichen nahestehen. Es hat etwas für sich, die Geburt Gottes aus der Jungfrau zugleich symbolisch zu fassen, wenn man nur keinen Aberglauben damit verbindet... Es ist alles Mysterium, Ehe und Geburt, Leben und Tod; unter und mit dem Sinnlichen erscheint das Göttliche wie im Abendmahl.“ Wenngleich wir die Symbolhaftigkeit des Abendmahles viel strenger und wirklicher zu fassen haben, so ist doch in echter Analogie zu ihm alles Sinnliche und alles Geschehen in der Welt ein Gleichnis des göttlichen Geistes. Es war Ranke umso leichter, diesen Glauben unversehrt sein ganzes Leben zu wahren, als er schon früh eine aller Frömmigkeit wesentliche Erkenntnis gewann: „Ich bin der Allgegenwart Gottes gewiß und meine, man könne ihn bestimmt mit Händen greifen“ schreibt er 1825 an Heinrich. Merkwürdig ist, wie damit auch ein ganz klares Wissen um seine eigentliche Lebensarbeit verbunden ist: „Ich sehe, welch ein schweres Geschäft die Arbeit meiner Tage sein wird.“

Den Weg zur Erweckungsbewegung, den so viele seiner Generation einschlugen, konnte Ranke trotz seiner Frömmigkeit nicht mitgehen. Seinen Bruder Heinrich, der darin die Rettung vor dem platten Rationalismus der Universitäten fand, beneidet er zwar um die Innigkeit seines Glaubens, aber folgen kann er ihm nicht. Hier bleibt zeit ihres Lebens eine feine Trennung zwischen den Brüdern bestehen, die allerdings nie die Herzlichkeit zu zerstören vermag, die aber doch erst allmählich an Schmerzhaftigkeit für Ranke verliert. Immer gilt das Wort an den Bruder, der als Erzieher bei Karl von Raumer in Nürnberg ist: „Denk nicht etwa, als paßte ich zu Eurer Schule.“ Und auch als später der Bruder den Weg zur lutherischen Orthodoxie, die gerade in Erlangen stark vertreten war, fand, muß Ranke zurückbleiben. Seine Verehrung für Luther stammt zwar schon aus der Zeit, da er „auf dem Titel der hl. Schrift seinen Namen gelesen“ hat. Aber so wie ihm der Neupietismus der Erweckungsbewegung zu eng war, so entsprachen auch die Schranken der Orthodoxie nicht seinem weiten Geist. Trotzdem war er überzeugter Lutheraner. Als während seines Wiener Aufenthalts das Gerücht auftauchte, er stehe dem Katholizismus nahe oder wolle sogar übertreten, nehmen seine Briefe eine ungewohnte Heftigkeit an, die nicht aus dem sonst zu erwartenden Verlust seiner Berliner Professur zu erklären ist, sondern aus seinem protestantischen Lebensgefühl. Bemerkenswert ist, daß er für Pius V. kein höheres Lob auszusprechen weiß, als daß die Protestanten in dem, „was das Wesen seiner Gesinnung war“, ganz mit ihm übereinkamen. Daß Ranke für die christlichen Dogmen in ihrem eigentlichen Sinn kein Verständnis hatte, obwohl er doch sonst die Wahrheit mit allen Kräften suchte, kommt nicht aus einer aufgeklärten oder liberalen Gesinnung. Seine Ablehnung der beiden rationalistischen Professoren Gesenius und Wegscheider in Halle, die nach

seiner Meinung den Grund des christlichen Glaubens untergruben, zeigt das zur Genüge. Ranke teilt das Nichtverstehen des christlichen Dogmas mit vielen seiner Zeitgenossen, die durchaus echte Christen waren und als solche lebten, die aber erst wieder ein Verhältnis zum Wahrheitsgehalt der geoffenbarten Lehre gewinnen mußten, deren verpflichtendem Charakter der Mensch sich nicht entziehen kann.

Man wird Rankes Briefe nicht ohne innere Anteilnahme lesen, auch wenn ein großer Teil von ihnen nicht mehr als rein sachliche Mitteilungen enthält. Aber man wird sich doch fragen, woher es wohl kommt, daß dieser Mann, der eine so überragende wissenschaftliche Leistung aufzuweisen hatte, dessen Frömmigkeit so echt und lauter war, so wenig Einfluß auf das äußere Leben der Nation gewinnen konnte, obwohl doch Generationen von Hochschulpromessoren und Gymnasiallehrern durch seine Schule gingen. Es ist merkwürdig, daß der Mann, der wie kein anderer den verborgenen Wegen der Geschichte nachging, dem Geschehen seiner Tage keinen Weg weisen konnte. Man kann dagegen nicht auf den rein wissenschaftlichen Charakter der Arbeit des Gelehrten hinweisen, der es verbiete, sich der Politik des Tages zu widmen. Es geht nicht um sie, daß er darauf etwa hätte Einfluß gewinnen sollen, es geht um das, was Jakob Burckhardt einmal von der geschichtlichen Erkenntnis sagt: „Was einst Jammer und Jubel war, muß nun Erkenntnis werden, wie eigentlich auch im Leben des Einzelnen. Damit erhält auch der Satz *historia vitae magistra* einen höheren und zugleich bescheideneren Sinn. Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden.“ Wäre es nicht Rankes Berufung als des unbestrittenen Meisters der Geschichtsschreibung und als des Lehrers an der hohen Schule gewesen, diese Weisheit seinem Volke zu geben, wenigstens soweit, um die dunklen Mächte zu bannen, die damals sich doch schon ankündeten? Oder waren diese bereits so stark, daß kein menschlicher Geist sie noch hätte eindämmen können?

Ranke teilt diese Tragik mit vielen Großen seiner Zeit; sie wird bei ihm nur besonders spürbar, weil er wie kein anderer kraft seines Glaubens und seiner umfassenden Kenntnis der Geschichte berufen gewesen wäre, seinem Volk einen Weg zu weisen. Ihm selbst mag dieses Verhängnis verborgen geblieben sein; denn erst die späteren Zeiten haben es kundgemacht. Aber man spürt es bereits in den Briefen, dort nämlich, wo sie schweigen. Kein Wort verrät je, ob er das drängende Problem seiner Zeit, die soziale Frage, erkannt hat. Ob er, der allen Rätseln der Vergangenheit nachging, ahnte, daß sich im Aufkommen der sozialistischen Bewegung eine neue Welt ankündete? Aus den Briefen ist nichts zu merken, eher das Gegenteil. Man mag es seiner Stellung als Präsident der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften und seiner menschlich gewiß schönen Achtung vor dem Adressaten — es war der Kronprinz Friedrich Wilhelm — zu gute halten, wenn er anläßlich der Attentate auf Kaiser Wilhelm I. 1878 schreibt, er könne keinen anderen Grund dafür finden, „als daß eben dieses Haus das mächtigste Bollwerk für die öffent-

liche Ordnung bildet.“ Es mochte ihn auch die Verwerflichkeit dieser Anschläge mit Recht abstoßen. Aber man glaubt ihm doch, daß er wirklich keinen anderen Grund finden konnte. Denn auch die Aussetzungen liberaler Zeitungen am Sozialistengesetz sind ihm nur „die Expektorationen liberaler Blätter“. Er war ein konservativer Mensch, dem die Autorität des Staates, verkörpert im König von Gottes Gnaden, so heilig und unantastbar war, daß jede Änderung im staatlichen Leben „ruchloser Umsturz“ sein mußte. Darum sind ihm auch die Ereignisse des Jahres 1848 nur der „blutige Irrwahn der Nationalsoveränität“, der die Ideen seiner Jugend „von der Wut der roten Republik versetzt.“

Die letzten Wurzeln dieser Auffassung liegen wohl in Rankes geistiger Verbundenheit mit Luther. Richard Hauser hat in seinem Buch „Autorität und Macht“ (Heidelberg 1949) gezeigt, wie alle protestantischen Auffassungen vom Staat — er gibt zwar nur einen Überblick über die modernen, wobei man freilich nicht übersehen darf, daß sie auf ihren Vorgängern ruhen —, mögen sie untereinander noch so verschieden sein, auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehen: auf die Theologie der Reformatoren. War Ranke in seinem religiösen Leben ein gläubiger Anhänger Luthers, so kann kein Zweifel bestehen, daß auch sein Verhältnis zum Staat durch den Reformator bestimmt war. Wenn Luther schreibt: *Qui igitur est in regimine, est quasi incarnatus Deus* (Wer die Herrschaft in Händen hat, in dem ist gleichsam Gott verkörpert, WA 43, 514), dann ist darin die Auffassung Rankes vom Gottesgnadentum des Königs gezeichnet. In seinem Glückwunschsreiben an Kaiser Wilhelm I. vom März 1871 heißt es, daß dem König die Kaiserkrone nicht durch Willkür oder durch die Wahl Unberechtigter, sondern durch die unabweisliche Verflechtung der Dinge zugefallen sei. Eine solche Notwendigkeit kann für Ranke weder in einem Naturgesetz noch in einem blinden Schicksal begründet sein, sondern allein im allmächtigen Willen Gottes. Das aber ist ein Gedanke, der die Mitte der Theologie Luthers bildet. War es doch die Majestät Gottes, die sein ganzes Leben beherrschte. Dieser Gottesbegriff ist aber sicher aus Luthers Abhängigkeit von Okham zu erklären, wie Richard Hauser nachweist. Davon ausgehend zeigt er, wie sich diese Ansicht in der Staatsauffassung Luthers auswirkt. Gott ist derart gewaltig und allmächtig, daß er es eigentlich ist, der in allem geschöpflichem Wirken handelt. „Die großen Taten der Geschichte sind sein Werk.“ (Hauser, a.a.O. 338) Wenn aber Gott ein so übermächtig Handelnder ist, dann verliert alles Werk der Menschen seinen selbständigen Wert. Luther selbst nennt es „Gottes Mummerei“. „Das bedeutet die Vergleichgültigung und Aushöhlung der wirklichen Weltordnung. Troeltsch sagt sehr gut von dem Gehorsam und dem Vorsehungsglauben, der Staat, Gesellschaftsordnung und Recht als göttliche Ordnungen ehrt, daß ‚damit ein eigener ethischer Wert der Weltordnung immer noch nicht anerkannt ist‘.“ (Hauser, a.a.O. 340) Der Satz Ernst Troeltschs enthüllt wohl auch die Schwäche von Rankes Vorsehungsglauben. Die mit ihm verbundene Entwertung der Welt mag den großen Mann ge-

hindert haben, die Bedrohung der Welt durch die soziale Frage zu sehen. Denn nur wo die Welt im Letzten ernst genommen wird, kann man sich mühen, eine Antwort auf alle ihre Fragen zu finden, die unbeantwortet den „anarchischen Gewalten“ als klingende Schlagworte dienen.

So sind die Briefe Rankes bei all ihrer feinen Menschlichkeit und tiefen Frömmigkeit ein Zeugnis dafür, wie hilflos einer der Besten unseres Volkes der beginnenden Auflösung gegenüberstand.

Die Nackten und die Toten

Buchkritik von WILHELM ROESSLER

Der Kriegeroman des dreiundzwanzigjährigen amerikanischen Schriftstellers Norman Mailer „Die Nackten und die Toten“¹ war in Nordamerika ein Bestseller und scheint es auch in Deutschland werden zu wollen. Nach dem Urteil eines namhaften Kritikers handelt es sich um „ein Buch, das schon um seiner stofflichen, nicht minder aber seiner geistigen Spannweite willen zum Bedeutendsten gezählt werden muß, was es seit langem in moderner Literatur gegeben hat — trotz Hemingway, Faulkner, Sartre, Brecht... Wir müssen es ertragen, daß uns der Krieg mit dieser vom Laster zerfressenen Fratze vorgeführt wird. Da gibt es kein Ausweichen. Auch sind diese Dinge bei Mailer nicht um ihrer selbst willen da. Sie sind aufgezeichnet, weil es nur einen Weg zum Menschen gibt, den der Wahrheit.“ Auf diesen Grundton sind — mit wenigen Ausnahmen — fast alle Besprechungen abgestimmt. „Wahrscheinlich“, heißt es anderswo, „wird bald sehr viel über das ‚Negative‘ in Mailers Roman gezetert werden. Bevor man aber in solche Klagen einstimmt, wolle man doch bitte jenes Kapitel in der Bibel aufschlagen und bemerken, daß Norman Mailer mit seinem Roman ‚Die Nackten und die Toten‘ nichts anderes geschrieben hat als das erste Kapitel des Predigers Salomo, geschrieben mit der grausamen Ernüchterung, die er im Dschungelkrieg auf Anapoei erfuhr.“ Die erstgenannte Kritik fährt fort: „Wer es fertig bringt, angesichts solcher an die Schreckbilder eines Hieronymus Bosch erinnernden Tableaux in selbstgefälliger Abscheupose Verdammungsurteile zu formulieren, der sollte der Verachtung und der aktiven Zurückweisung aller anderen ausgesetzt sein.“

Trotz solcher starken Worte kann und muß es erlaubt sein, sich — ohne alle selbstgefällige Abscheupose und ohne jedes selbstgerechte Verdammungsurteil — mit der Grundhaltung dieses Romans auseinanderzusetzen, ehe man sich so anerkennenden Urteilen anschließt.

Der Roman schildert die Erlebnisse amerikanischer Truppen im Kampf gegen die Japaner auf der Südseeinsel Anapoei während des zweiten Weltkriegs. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Fronteinsatz eines Infanteriezuges im Dschungelkrieg. Die Schilderung des rückwärtigen Stabes rundet die Gesamtdarstellung zu einer Art Querschnitt durch die amerikanische Armee ab. Im sogenannten Zeitraffer werden zehn Kurzbiographien der kennzeichnendsten Gestalten eingeblendet. Durch dieses Kunstmittel tritt das Buch aus der Reihe der reinen Kriegsdarstellungen heraus und wird zu einem Spiegel amerikanischen Lebens über-

¹ F. A. Herbig, Berlin 1950. (784 S.) Deutsche Übersetzung aus dem Amerikanischen von W. Kahnert.